

Der Schützenkönig [Fortsetzung]

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 10

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636760>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 10 - 28. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

5. März 1938

Den Rätoromanen zum Gruss

Wo der Berge Sinnen schirmen
Rhätians alten, grauen Bund,
Lut sich zu den ewigen Türmen
Heut' ein Ruf der Freude kund:
Eurer Sprache ward erschlossen
Unsrer Stämme Wort und Art.
Euer Recht als Eidgenossen
Haben wir getreu gewahrt!

Wenn auch Eures Volkes Rede
Manchem Ohre nicht vertraut,
Spüren wir, daß nie die Fehde
Eines Trennens Damm gebaut.
Und wie dort aus Felsenpforten
Quell an Quell zum Lichte dringt,
Euren Liedern, Euren Worten
Einer Heimat Glanz entspringt.

Eines Herzens, eines Landes
Sind wir schon seit alter Zeit,
Und die Not des Welkenbrandes
Findet uns zur Wehr bereit.
Muttersprache! Allen Gauen
Bleibt bestehn ihr Laut, ihr Reiz.
Ihr zu lauschen, zu vertrauen,
Sei der Schwur der freien Schweiz!

Ernst Dser.

Der Schützenkönig

NOVELLE von ERNST ZAHN

3

„Ein berühmter Mann wie Ihr!“ vollendete sie.

Er aber lachte ein Lachen, das zeigte, wie wenig eitel er im Grunde war. „Berühmter Mann, ja wohl!“ spottete er. „Berühmte Männer gibt es in Uri nicht, wenn ihr nicht etwa den Tell zu einem machen wollt, an dem aber vielleicht das schönste ist, daß er es nie hätte sein wollen.“ Das Freie, Tüchtige, das ihm selber eignete, trat hervor, aber auch etwas unbändig Frohes, das ihn jünger machte, als er lange gewesen. Und wie in jener Stunde, da sie an seinem Bart hantierend ihm nahe gewesen, ließ er sich in Annas Bann sinken. Seine Augen weideten sich an ihr. Dann geriet er in eine halb beglückte, halb angstvolle Unruhe, die in sonderbarem Gegensatz zu seiner sonstigen langsamen, überlegenen Sicherheit stand. Er vergaß die Esther und erzählte Anna allein vom Gang der Tage auf Arni, vom kurzen Sommer und der Strenge und Wildheit des langen Winters. Er tat das, wie man einem lieben Gast erzählt, von dem man weiß, daß er bald wieder gehen wird, an dessen Wiederabschied aber man gar nicht denken mag. Und immer mehr versank er in eine selbstvergeffene Freude. Vielleicht war das vor vielen Jahren schon einmal gewesen, als die Marie,

seine Frau, noch gelebt hatte. Aber so verwirrt hatte es ihn damals nicht und nicht so umfungen und nicht verleitet, ganz fremde, ganz törichte Sachen zu denken.

Esther, die sich überflüssig vorkam und im Grunde sich über den halb verzauberten Langbart und die aufs Kopfverdrehen eingestellte Freundin ein wenig ärgerte, stand gelegentlich auf, holte den Adelrich aus der Küche und lief mit ihm vors Haus, wo er ihr, mit der er sich rasch anfreundete, seine Kaninchen zeigen wollte, die in einem Kistenverschlag unter der Haustreppe hausten.

Eine Weile später äußerte auch Anna den Wunsch, noch ein wenig ins Freie zu gehen, und Zumbrunnen anerbote sich, sie auf einem Weg den Wald entlang bis zu einer kleinen Kapelle zu führen, von der aus man bis auf den Vierländersee hinunter schauen könne.

Sie brachen dann auf. Zumbrunnen, als er an der Küche, in der er Adelrich vermutete, vorüberkam, zögerte sekundenlang. Es fiel ihm ein, daß er den Knaben mitkommen heißen könnte; aber ebenso plötzlich verwarf er den Gedanken wieder, und nur die nächsten Schritte darüber hinaus fielen ihm schwer.

Bald erreichten sie den schmalen, fast ebenen Pfad, der über den hängenden Alpwiesen und unter hohen dunkeln Tannen hinlief. So schwer und tief hingen manchmal deren Äste, daß sie sie beiseite biegen oder sich unter ihnen durchbüchsen mußten. Sie gingen hintereinander, langsam, Schritt haltend, obgleich der hinkende Zumbrunnen hinter der steil und leicht schreitenden Anna im Nachteil war. Anna trug die Kosten der Unterhaltung. Duzende von Dingen wollte sie wissen, von seinem Leben, seinen Jagderlebnissen, den Trophäen, die in seiner Stube hingen und die sie noch betrachtet hatte, und von seiner Volkstümlichkeit.

Schlucht und recht gab er Antwort. Auf dem Gut hätte schon der Urgroßvater gegessen. Es habe früher in nächster Nähe von Wild gewimmelt. Aber über seine Bekanntheit denke er eigentlich wenig nach, sei nur irgendwie froh, daß er in der Welt nicht ganz vergessen sei. Er rühmte den Stand der Wiesen und Acker, auch das Gedeihen seines Viehstandes. Er habe immer Glück gehabt und, während andere ihre Güter mit Schuldbriefen belastet hätten, erreicht, daß er ledig und los auf seiner Scholle sitze. Er prahlte nicht. Aber Anna konnte seinen Worten entnehmen, wie gut es um seine Habe stand. Sie wendete sich manchmal nach ihm um und behielt dann sein männlich schönes Gesicht und seine freie geschwehete Stirn im Gedächtnis. Daß er hinkte, bemerkte sie schon kaum mehr.

Ein Ausspruch, den er eben tat, machte ihr Eindruck: „Das ist aber einmal eine nette kleine Reise. Man sollte immer so etwas Junges um sich haben.“

Nicht sowohl die Worte selbst waren es, die ihr ins Gemüt klangen, als die Stimme, ihr leises Zittern und ihre Innigkeit. Ein Schweigen folgte und erhöhte die Wirkung dessen, was gesagt worden war.

Wenig später erreichten sie die Kapelle, die unter den letzten Tannen stand. Durch die spinnwebumschatteten Scheiben sah man den kleinen rubinroten Funken des ewigen Lichtes schimmern. Das Dach ragte weit über den weißen Unterbau hinaus und ruhte auf zwei Holzsäulen. Unter dem Vorsprung standen zwei Bänke. Auf die eine ließen sie sich nieder. Wie das Altargewölbe eines riesigen Doms baute sich die blaue Weite vor ihnen auf, Wald- und Wiesland in der Tiefe, Berge auf beiden Seiten. In der Ferne floß das Blau des Himmels mit dem geheimnisvollen des felsumzäunten Vierländersees zusammen.

„Es ist merkwürdig“, gestand Anna überwältigt, „daß man so lange in diesem Lande lebt und nicht weiß, wie schön es ist.“ Sie war weder besonders gebildet, noch hatte sie viel Teilnahme für Tieferes und Ernsteres; aber heute kam etwas Gutes in ihr hoch, etwas, was sie über den sonst leichten Sinn hinaus hob.

Zumbrunnen, der hinter ihr saß, neigte sich näher zu ihr, so daß sein Bart sie an der Wange kitzelte: „Seht Ihr das weiße Feld, das da im Westen über den Bergen glitzert, das ist der Tittsigletscher. Wenn wir jetzt ein Fernglas hätten, könnten wir dort die Bergsteiger wie Fliegen auf dem Käse herumtrabbeln sehen.“

„Es ist hier alles anders als bei uns im Tal“, meinte Anna. „Vielleicht wäre man ein besserer Mensch, wenn man hier gelebt hätte.“

Ihre Art gefiel Zumbrunnen mehr als je. Er hätte sie solcher Reife nicht fähig gehalten. Aber es gewährte ihm auch immer mehr Freude, aus nächster Nähe ihren zierlichen Kopf mit dem sich seltsam fest an ihn legenden strohgelben Haar und ihren Nacken, der weiß aus dem Sommerkleid stieg, zu betrachten.

„Kommt nur bald wieder“, lud er dann mit einer Stimme, die vor innerer Bewegung wieder gedämpft klang, ein.

Anna spannte die Arme um ein Knie und antwortete nicht.

Da wiederholte er, was er ähnlich schon vorher gesagt hatte: „Vielleicht wird man aber dann wünschen, Ihr möchtet immer hier bleiben.“

Auch jetzt wieder war nicht allzuviel Verfängliches in seinen Worten. Das Wesentliche lag im Ton. Dieser lehrte die Anna, die schon um die Männer Bescheid wußte, daß hier wieder einer an ihrer Angel hing. Langsam erhob sie sich und sah Zumbrunnen mit spielerischer Bärtlichkeit in die Augen: „Ich komme dann schon wieder einmal“, versprach sie. Weil auch sie es leiser und ihr Blick mehr sagte, bekam es auch diesmal Bedeutung.

Sie waren beide an einem Punkte angelangt, wo Weiterreden nicht mehr leicht war. Fast mechanisch wandten sie sich rückwärts.

Anna trällerte vor sich hin. Sie war vergnügt. Sie würde sich nicht wundern, gestand sie sich noch einmal, wenn der große Schützenkönig Zumbrunnen zuletzt noch ernste Absichten bekäme!

Auch Zumbrunnen grübelte. Seit er seinem Hause wieder zuschritt, mußte er an Adelrich denken. Und immer wieder war ihm, als habe er ihm etwas abzubitten. Und immer wieder überrauschte ihn eine Welle von Freude und ging er an Annas Seite wie neben etwas Kostbarem, dessen Dasein man als eine Art Wunder empfindet. Zuletzt merkte er, wie still es zwischen ihnen geworden war, und beeilte sich zu sagen: „Ich bin ein schlechter Gesellschafter. Es muß langweilig sein neben mir zu gehen?“

Anna verneinte rasch. „Das ist noch lange nicht der schönste Gang, auf dem viel geredet wird“, sagte sie.

In diesem Augenblick sahen sie die Esther mit dem kleinen Adli auftauchen. Esther winkte. Der Knabe ging stumm und schau an ihrer Seite.

Bald trafen sie aufeinander.

Drittes Kapitel.

„Ihr seid uns nicht übel durchgebrannt“, schalt Esther.

„Ich habe etwas Schönes gesehen“, erzählte Anna und fügte in einer plötzlichen Laune und wie behelligt durch die Anwesenheit der Freundin und des Knaben hinzu: „Aber jetzt ist es auch Zeit geworden, wieder ans Heimgehen zu denken.“

Zumbrunnen nahm den stillen Adli an die Hand.

Die Mädchen voran, der Vater mit dem Knaben hinterdrein, schritten sie aufs Haus zu. Zumbrunnen hieß jene noch heraufkommen. Aber sie hatten es auf einmal eilig. Es sei höchste Zeit, heimzukehren, wiederholte Anna und nahm Adlis Finger.

Er fand sich in ihr nicht zurecht. Kein Wort kam über seine Lippen.

„Sag: Kommt bald wieder“, mahnte Zumbrunnen.

Aber Adli blieb weiter stumm.

Die anderen beachteten es nicht, weil es inzwischen an ein allgemeines Abschiednehmen ging. Esther und Zumbrunnen wechselten einige vertrauliche Worte, die ihre Verwandtschaft dartaten.

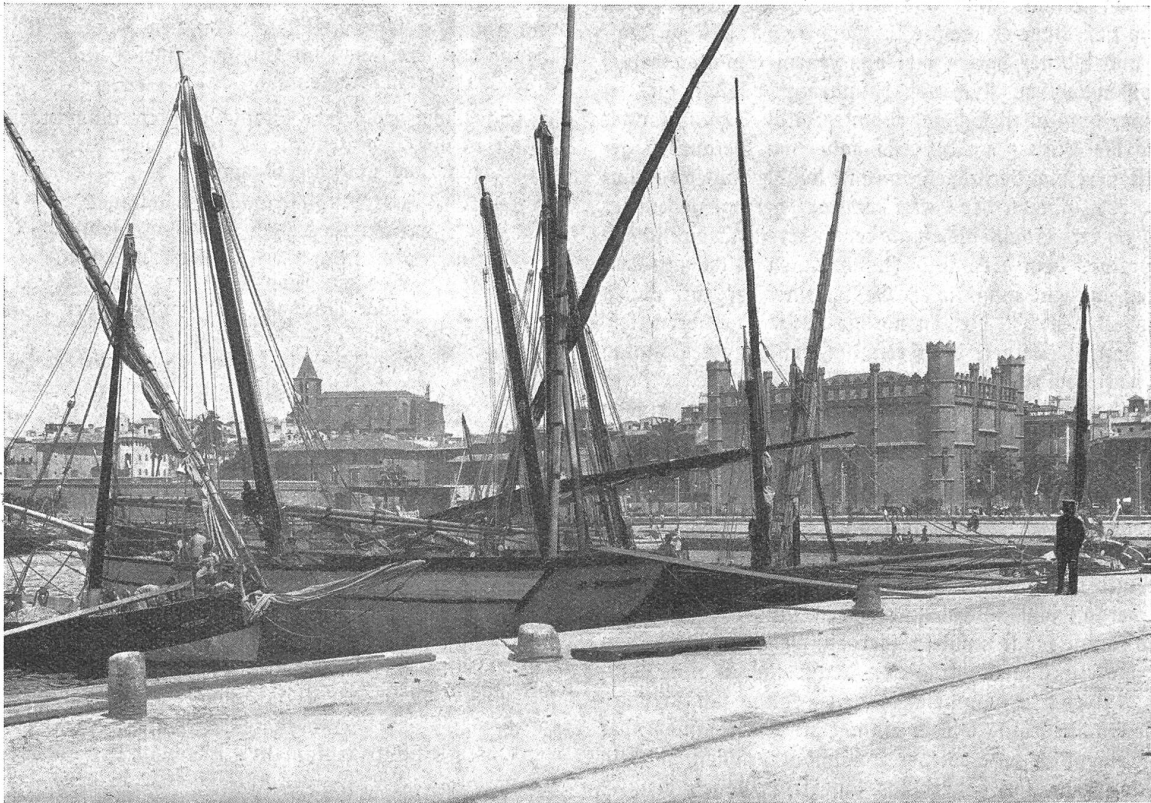
„Grüß' im Tal“, sagte dieser.

„Ich meine, ich habe meine Grüße nicht einmal ausgerichtet“, entschuldigte sich Esther.

Dann reichten auch Anna und Zumbrunnen einander die Hände. Die ihre verlor sich in seiner Brage. Aber er merkte doch, daß sie ihm seinen Druck zurückgab. Es rann ihm noch lange wohllich durch die Glieder.

Vom Alpausgang winkten die Mädchen noch einmal zurück.

Zumbrunnen stand, immer noch den Adli an der Hand, an seinem Hause. Er wußte nicht, was er von allem, was geschah, und von sich selber denken sollte.



Hafen von Palma (Mallorca)

Da fragte Adli: „Kommen sie morgen wieder herauf?“ Unschwer zu erraten, daß er sich auf den Besuch nicht freute.

„So bald nicht“, antwortete Zumbrunnen mit leisem Bedauern. Dann rüttelte er sich selbst. Das war doch alles dummes Zeug, was ihm da geschah! Das ging einmal an einem vorbei wie ein Sonnenblitz! Und er hob den Adli auf trug ihn auf der Schulter über die Treppe hinauf in die Stube. Ganz fest hielt er seine kleinen, nackten Beine, und droben, als er ihn absetzte, fuhr er ihm mit der ungeschickten Hand, wie er es oft tat, zärtlich ins dunkelblonde Haar.

Der Bub spürte seine Liebe. Er schmiegte seine Wange an sein gefundes Bein, das er mit dem Arm umschlang. So klein war er noch. —

Die Tage gingen. Die Anna pflegte unten im Hauptort ihres Handwerks. Thomas Zumbrunnen ging erst recht seinem Tagwerk nach. Aber Gedanken kann man nicht totarbeiten. Und ihnen nicht verbieten, auf die Wanderschaft zu gehen. Die des Thomas Zumbrunnen und die der Anna Schmid gingen weidlich auf die Reise.

Zumbrunnen hatte einen langen Arbeitstag. Mit der Sonne stand er auf und zog mit seinen Knechten auf Wiese oder Acker oder in den Wald. Er war kein Mensch, der sich ablenken ließ, wenn er etwa mit dem Rechen hinter dem grasschneidenden Anton herhinkte oder im Wald die Art gegen einen zu fallenden Baum schwang. Er blieb ganz bei der Sache, ob er sich mit seinen Dienstboten unterhielt, den Adli die ersten Buchstaben lehrte, oder seinem Pferde „Koli“ am verstauchten Fuß eine Einreibung machte. Nur wenn ein paar Sekunden Muße zwischen seine Beschäftigungen fielen, kehrte die Erinnerung an den Sonntag zurück, der den Besuch der Anna gebracht hatte. Mit ihr freilich war etwas Fiebriges verbunden, ein Prickeln in den Adern, ein Dumpfwerden im Gehirn. Es brauchte jedesmal einen Lufz, sich davon wieder zu befreien. Nachts aber, wenn

er in seine Kammer ging, wo der Adli im Bett seiner verstorbenen Mutter dicht neben dem seinen schon lange schlief, konnte er sich nicht wie sonst auf den Rücken strecken, die müden Glieder behaglich eins und das andere in das rauhe Linnen dehnen und einschlafen, ehe er nur recht sich hingelegt. Dann suchten ihn vielmehr Wünsche und Verwunderung und Zweifel heim. Da kam die Anna fast leibhaftig wieder zu Besuch. Er atmete ihren Duft, er hörte den jungen Klang ihrer Stimme, wiederholte sich haargenau jedes Wort, das sie gesprochen, und prüfte seine Bedeutung immer wieder nach. Aus diesem Nacherleben aber schossen wie Unkraut hundert neue Gedanken auf: War er ein alter Mann? Stand er nicht in den besten Jahren? Konnte ein Mädchen, ein hübsches Mädchen, ihn, den Hinkemann, noch mit wohlgefälligen Augen ansehen? Warum nicht? Er war ja schließlich keine Vogelscheuche! Und dann: Die Anna war einfacher Leute Kind. Die es schwer hatten mit ihrem schmalen Verdienst. Er aber konnte ihr ein sorgenfreies Leben bieten. Das zählte auch bei einem Mädchen, das über die Dinge nachdachte. Und — und — es hatte ihr auf Arni gefallen! — Warum also sollte er nicht noch einmal ans Heiraten denken? Jahrelang war die Marie, seine Frau, nun tot. Zu ihren Lebzeiten war er noch viel auswärts gewesen, waren die Jagd und das Schießwesen seine Leidenschaft gewesen. Jetzt hatte er Zeit, Zeit für daheim und eine junge Frau und die — Liebe.

Wenn Zumbrunnen mit seinem Grübeln so weit war, in seiner Brust ein merkwürdiges Pochen hörte und das Blut ihm stieg, so daß er mit der Hand sich über die Stirn fahren und sich wieder fragen mußte, wo das alles denn noch hinführen solle, drehte er sich plötzlich nach dem Nebenbett um: Hatte sich nicht der Adli gerührt? Und er kam sich vor wie einer, der Böses im Schilde führt. Dann sagte er sich: Sie werden dich einen Narren heißen oder — was noch schlimmer ist — über dich lachen! —

Der Anna Schmid ging das Erlebnis mit Zumbrennen nicht ganz so tief. Aber es machte ihr doch auch richtig zu schaffen. Vater und Mutter hatten viel von jenem Sonntagsbesuch auf Arni wissen wollen. Auch von Zumbrennen selbst! Der sei halt doch einer vom alten Schlag, rühmte Jakob Schmid immer wieder, und die Mutter erzählte, sie habe von Bekannten gehört, er versteuere ein Vermögen von fast hunderttausend Franken. Diese Reden gingen der Anna im Kopf herum, neben der Erinnerung an das Schützenfest und der anderen an das schöne gelbe Haus über dem See und Zumbrennen selbst mit den guten Augen in dem männlichen Gesicht und der zutunlichen und doch gehaltenen Art, die ihn nie die Würde verlieren ließ. Dazu kam, daß die Esther, die Freundin, seit jenem Sonntag sie immer neckte und ihr zuredete: Wenn sie selbst an ihrer Stelle wäre, den Zumbrennen würde sie sich nicht entziehen lassen. Wer ihn bekomme, sei zeit seines Lebens versorgt! Die Esther war ja selbst ein ganz hübsches Ding. Und wenn sie — Anna, nicht wollte, würde vielleicht die Esther den Zumbrennen — hier mischte sich in Annas Gefühle das kleine Teufelchen ein, das so viele menschliche Empfindungen bestimmt, umformt, durchäuert und das einmal Neid und ein andermal Eifersucht heißt. Sie vergaß jetzt zuweilen, mit den jungen Kunden zu schäkern und konnte sogar unwirsch werden, wenn ihr einer schön tat, so sehr war sie augenblicklich von der Geschichte mit Zumbrennen in Anspruch genommen. Und sie begann sich zu wundern, ob der Schützenkönig wieder einmal ins Tal kommen oder — was ihr eigentlich bald wieder wünschbar erschien, sich ein Anlaß zeigen werde, ihn neuerdings auf Arni zu besuchen. —

Fortsetzung folgt.

Frühlingsnacht

Von Joseph Freiherr von Eichendorff

Ueberm Garten, durch die Lüfte
Hört ich Wandervogel ziehn,
Das bedeuten Frühlingsdüfte,
Unten fängt's schon an zu blühn.

Jauchzen möcht' ich, möchte weinen,
Ist mir's doch, als könnt's nicht sein!
Alte Wunder wieder scheinen
Mit dem Mondesglanz herein.

Und der Mond, die Sterne sagen's
Und in Träumen rauscht's der Hain,
Und die Nachtigallen schlagen's:
Sie ist deine, sie ist dein!

Joseph Freiherr von Eichendorff

zu seinem 150. Geburtstag am 10. März 1938

Gleichzeitig mit dem Triumvirat der Schwäbischen Dichterschule, Uhland, Schwab und Kerner, und den Oesterreichern Lenau und Grillparzer, stimmte in Ostdeutschland noch ein anderer trefflicher Dichter seine Weisen an, die wie mit geheimen Zauber unser Innerstes rühren, und dem wir die düftigsten Blüten romantischer Lyrik zu verdanken haben: Joseph Freiherr v. Eichendorff.

Als Sohn einer frommen katholischen Familie am 10. März 1788 auf dem väterlichen Schlosse Lubowitz bei Ratibor in Schlesiens geboren, studierte er in Halle und Heidelberg die Rechte, worauf er sich auf längeren Reisen durch Frankreich und Oesterreich vorübergehend in Paris und Wien aufhielt. In den sog. Freiheitskriegen kämpfte Eichendorff als Bückow'scher Jäger gegen Napoleon und avancierte wegen seiner Tapferkeit zum Offizier. Nach dem Kriege wurde er Regierungsbeamter in Danzig und Königsberg und arbeitete zuletzt im

Ministerium für geistliche Angelegenheiten in Berlin. Im Jahre 1840 nahm er seinen Abschied von den Staatsgeschäften, zog sich auf das elterliche Gut Lubowitz zurück und starb 1857 bei seiner Tochter in Meise.

Eichendorff war kein Staatsbeamter, sondern ein Dichter. Daß er in der Beamtentätigkeit keine volle Befriedigung fand, davon zeugt das muntere Gedicht:

„Altenstöße nachts verschlingen,
Schwaben nach der Welt Gebrauch
Und das große Tretrad schwingen
Wie ein Ochs, das kann ich auch.
Aber glauben, daß der Plunder
Eben nicht der Plunder wär',
Sondern ein hochwichtig Wunder,
Das gelang mir nimmermehr.“

Als lyrischer Dichter aber hat sich Eichendorff wie kein zweiter in die Herzen von Alt und Jung hineingesungen, von wo die Lieder widerhallen, so lange noch eine waldfrohe, wanderlustige und unverbildete Jugend singt. Zu seinen bekanntesten und schönsten Liedern gehören wohl „In einem kühlen Grunde“, „Durch Feld und Buchenhallen“, „Wer hat dich, du schöner Wald“, „Dem Gott will rechte Gunst erweisen“, „O Täler weit, o Höhen“, „Laue Luft kommt blau geflossen, Frühling, Frühling soll es sein“, „Wolken, wälderwärts gegangen, Wolken, fliegend übers Haus“ und sein „Morgengebet“, das echt Goethe'schen Nachtlieder-Zauber atmet:

„O wunderbares, tiefes Schweigen,
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging' der Herr durch's stille Feld.“

Ergreifend sind auch seine Totenlieder auf ein ihm im zarten Alter entrissenes Töchterlein:

„Das ist's, was mich ganz verörtet:
Daß die Nacht nicht Ruhe hält,
Wenn zu atmen aufgehört
Lange schon die müde Welt.

Daß die Glocken, die da schlagen,
Und im Wald der leise Wind
Jede Nacht von neuem klagen
Um mein liebes, süßes Kind.

Daß mein Herz nicht konnte brechen
Bei dem letzten Todeskuß,
Daß ich wie in Wahnsinn sprechen
Nun in irren Liedern muß.“

Oder:

„Dort ist so tiefer Schatten,
Du schläfst in guter Ruh.
Es deckt mit grünen Matten
Der liebe Gott dich zu . . .“

Den Höhepunkt, die eigentliche Seele Eichendorff'scher Lyrik finden wir in seiner „Sehnsucht“: „Es schienen so golden die Sterne, . . .“ Mit der wundervollen Schlußstrophe:

„Sie sangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die überm Gestein
In dämmernden Lauben verwildern
Palästen im Mondenschein,

Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wann der Lautenklang erwacht,
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht.“

Unter Eichendorff's Prosaschriften, wie die Novellen „Das Marmorbild“, „Schloß Lurande“, „Robert von Guiscard“ lebt nur die mit froher Wanderromantik durchsetzte Idylle „Das Leben eines Taugenichts“ in unverwischter Frische fort, während sein größerer Roman „Ahnung und Gegenwart“, ebenfalls nicht zu fesseln vermag. R. Sch.